

„Davids Harfe und Heines Feder“ – eine Tagung der Vereinigung für Jüdische Studien

von Daniel Jütte

Über die deutsch-jüdische Kultur der Vergangenheit kann man viel in Museen lernen. Nicht ins Museum, sondern eher ins Gruselkabinett gehört hingegen das Bild, das in Deutschland von jüdischer Kultur heute allzu oft vorherrscht: Klezmer und kein Ende. Wie reich an Facetten jüdische Kultur heute in ganz Europa, nicht zuletzt aber in Deutschland sein kann, wird oft übersehen. Ebenso, dass die Bezüge zwischen der vergangenen und der heutigen jüdischen Kultur zahlreich wie auch gebrochen sind. Das machte eine Tagung deutlich, die kürzlich unter dem weitgespannten Titel „Davids Harfe und Heines Feder. Jüdische Kultur – einst und jetzt“ in Stuttgart-Hohenheim stattfand. Veranstalter waren die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart und die Vereinigung für Jüdische Studien e.V. In jedem Bereich der allgemeinen Kultur – darunter Architektur, Film, Kunst, Literatur, Musik, Theater – wurde der Blick auf das „einst“ von der akademischen Warte, die Sicht auf das „jetzt“ von einem Künstler selbst vorgestellt. Den Auftakt machte die Beschäftigung mit Musik. Karl E. Grözinger (Potsdam), zeigte auf, welche Rolle die Musik von biblischen Zeiten bis hin ins 19. Jahrhundert in jüdischen Gemeinden spielte. Während die Einführung christlicher Musikelemente, z.B. Orgel und Choral, im orthodoxen Ritus nicht gelang, entstand eine weltliche jüdische Kunstmusik bereits seit dem 17. Jahrhundert außerhalb der Synagoge. Doch was macht Musik überhaupt „jüdisch“? Der Musikwissenschaftler und Konzertpianist Jascha Nemtsov (Potsdam) zog zur Beantwortung dieser Frage die Aufmerksamkeit des Publikums auf die „Neue Jüdische Schule“. Der in den 1920er Jahren gegründete Kreis von jüdischen Komponisten versuchte, einen spezifischen jüdischen Nationalstil in der Musik zu kreieren. Dass diese Werke keineswegs ein Kuriosum vom jüdische Reißbrett, sondern anspruchsvolle Musik für den Konzertsaal sind, machte Nemtsov in einem Gesprächskonzert „ohren“-fällig.

Auch in der Sparte Literatur erwies sich die Dialektik von einst und jetzt als anregend: Mit Hans Otto Horch, Professor für deutsch-jüdische Literatur (Aachen), stand einer der besten Kenner dieser reichen Materie zur Verfügung: Horchs über dreihundert Jahre gespannte tour d'horizon reichte von Moses Mendelssohn über Heinrich Heine bis hin in die Gegenwart. Als deren Vertreter konnte der Schriftsteller Doron Rabinovici (Wien) gewonnen werden. In einem Podiumsgespräch, das von einer Lesung aus seinem jüngsten Roman „Ohnehin“ abgerundet wurde, reflektierte Rabinovici mit Nachdenklichkeit und Humor seine schriftstellerische Selbstverständnis zwischen allen Stühlen: 1961 in Tel Aviv geboren, wuchs Rabinovici seit 1964 in Österreich aus. Der hebräischen Sprache sieht sich der Schriftsteller entwachsen, aber auch „nicht gewachsen“. In Österreich zu leben und zu schreiben, wirft andere Probleme auf: Rabinovicis Romane, seine unbequemen Essays sind immer auch politisch zu lesen – manchmal mehr als dem Autor recht ist.

In das jüngste Feld der Kultur führte der Vortrag von Ronny Loewy (Frankfurt) ein: den Film. Das lange in Vergessenheit geratene jiddische Kino, wie es vor allem in den USA flo-

rierte, veranschaulichte Loewy anhand von Filmausschnitten, die ebenso vergnüglich wie wehmütig stimmen. Der Frage, ob es heute einen genuin jüdischen Umgang mit dem Medium Film gebe – vor allem mit Blick auf Shoah-Filme –, stellte sich der renommierte Regisseur Pierre Koralnik (Zürich).

Auf „jüdische“ Baustellen führte der Architekt Alfred Jacoby (Dessau). Jacoby, der in den letzten Jahren große Anerkennung für seine Synagogen-Neubauten in Kassel, Chemnitz und Aachen gefunden hat, gewährte Einblick in seine geistige Werkstatt: Sakraler Anspruch und ästhetischer Gestaltungswillen befinden sich hier in faszinierender Balance. Bewusst provokativ versteht sich hingegen die Künstlerin Anna Adam (Berlin), die mit ihrer Ausstellung „Feinkost Adam“ vor zwei Jahren einen Skandal erregt hatte. Mit Objekten wie „jüdischen Schweißabdrücken“ und einer Anleitung zum „Jüdischen Atmen“ stieß die Künstlerin damals Nicht-Juden wie Juden mitunter vor den Kopf. Dass ihr vor allem die Entkrampfung des deutsch-jüdischen Verhältnisses ein Anliegen ist, wusste die Künstlerin gleichwohl mit viel Charme und Humor vorzutragen. Auf die lange Tradition jüdischer Kunst wies Felicitas Heilmann-Jelinek (Wien) hin, während Elvira Grözinger (Potsdam) die Geburt des jiddischen Theaters aus dem Geist des Purimspiels schilderte.

Ein durch Weisheit gemäßigter Provokateur stand am Ende des Tagungsprogramms: Joshua Sobol (Jerusalem), einer der bekanntesten und erfolgreichsten Dramatiker Israels. Im Gespräch schilderte er seine Bemühungen, die Wurzeln des jüdischen, mitunter sogar des jiddischen Theaters für die israelische Bühne fruchtbar zu machen. Sein neuestes Stück um Kriegsdienstverweigerung, „Augenzeuge“, zeigte die politische Seite seines Schaffens. Viel Applaus im Publikum für diesen Schlusspunkt einer ungewöhnlichen Tagung.